



SEHEN STATT HÖREN

...21. September 2013

1620. Sendung

In dieser Sendung:

Die Gehörlosenschule war mein zu Hause Holger Ruppert

Gehörlose Schüler, Lehrer, Erzieher berichten von Ihren Erlebnissen

Die Gehörlosenschule war mein zu Hause

Fotostrecke (alte Fotos)

Titel: „Die Gehörlosenschule war mein zu Hause“

Ferdinand Sattler: Ich war immer der Meinung und habe das auch immer gesagt, dass der Gehörlose praktisch der am härtesten Getroffene ist in der Behinderung. Sie wissen ja, dass man allgemein gesagt hat: Die Blindheit trennt von den Sachen. Die Gehörlosigkeit oder die Taubheit trennt von den Menschen.

Fotostrecke weiter

OFF Kommentar: Für die meisten Gehörlosen bedeutete Schule gleich Heim. Denn Gehörlosenschulen gab es nicht in jeder Stadt und so mussten Gehörlose sehr häufig in jungen Jahren weg von ihren Eltern und weg aus ihrem Umfeld.

Franz Richter: Ich bin taub geboren worden. Ich habe auch noch eine gehörlose Schwester. Sie wurde zuerst geboren. Bei mir hat man erst später gemerkt, dass ich auch gehörlos bin. Meine Eltern waren ganz niedergeschlagen. Für sie war es sehr schwer, behinderte Kinder zu haben.

Foto von Franz Richter mit Schwester Hilde-Franz mit seiner Schwester Hilde 1952

Franz Richter: Damals wohnte in Eichstätt auch ein erwachsener Gehörloser. Meine Mutter traf ihn und er sagte ihr, dass es nicht schlimm sei, gehörlose Kinder zu haben. Und es gäbe ja die Klosterschule in Zell. Sie wäre gut. Man könne dort gehörlose Kinder auch in den Kindergarten geben. So kam zuerst meine Schwester nach Zell. Als sie weg war, suchte ich sie immer und lief auch von zu Hause weg, um sie zu finden. Ich rief sie, was aber nichts half. Meine Eltern mussten mich oft von der Polizeistation abholen. Meine Großmutter wollte nicht, dass ich auch so früh

nach Zell komme. Mein Vater war dafür. Es gab ein Hin und Her zwischen meinen Großeltern und Eltern. Letztendlich bin ich mit 3 ½ Jahren doch nach Zell gekommen. Das war sicherlich zu früh für mich.

Foto von Franz als kleiner Junge

Franz Richter: Als ich in Zell abgegeben werden sollte, standen wir vor einer Nonne und ich hielt mich am Bein meines Vaters fest. Ich muss wohl schon etwas gespürt haben. Ich hielt mich unheimlich fest an ihm. Meine Mutter erzählte mir die Geschichte irgendwann. Die Nonne muss mich gezwickt haben und gleichzeitig zu meinen Eltern gesagt haben, dass sie schnell verschwinden sollen. Ich sollte so abgelenkt werden. Die Zeit verging und es wurde Weihnachten, als ich zum ersten Mal von meinem Vater wieder abgeholt werden sollte. Er kam, aber ich erkannte meinen Vater nicht mehr. Ich hielt mich am Bein der Nonne fest und schrie. Mein Vater zog an mir, schaffte es aber nicht, mich loszureißen. Ich hielt mich so sehr fest. Mein Vater gab irgendwann auf und fuhr nach Hause. Er lag dann zu Hause auf dem Sofa und überlegte, was er machen soll. Am nächsten Tag kam er wieder und versuchte mit aller Gewalt, mich mitzunehmen. Ich schrie wie am Spieß und strampelte mit den Beinen. Er riss mich los und sperrte mich ins Auto.

Foto von Franz Richter

Klaus Stumpf: Meine Mutter erfuhr erst als ich 1 ½ Jahre alt war, dass ich gehörlos bin. Bei einem Arztbesuch wurde festgestellt, dass ich nichts höre. Im Krieg – 1944 mussten wir während des Fliegeralarms immer wieder raus aus der Wohnung und in den Keller. Sobald der Alarm vorbei war, konnten wir wieder hoch. Und so ging das immer wieder hin und

her. So ist der Verdacht, dass ich aufgrund einer Erkältung gehörlos geworden bin. Bis zu meinem fünften Lebensjahr gab es zu Hause keine Kommunikation. Wenige Gesten, wie „ab zum Essen“ oder andere wurden benutzt. Ich war ziemlich alleine und isoliert. Da gab es ein paar hörende Kinder, mit denen ich spielte – mehr nicht. Mit fünf kam ich dann in die Gehörlosenschule in Leipzig. Die Erinnerungen an die Zeit, als ich fünf oder sechs war, sind nicht so stark. Aber ich weiß auf jeden Fall, dass es zu Hause keine Kommunikation gab.

Klaus Foto

Klaus Stumpf: Mit fünf Jahren kam ich dann zur Gehörlosenschule in Leipzig. Dort besuchte ich die Vorschule. Ich wurde vorgestellt und sollte dort bleiben. Kurz nach dem Abschied wollte ich zu meiner Mutter laufen. Zwei Erzieher hielten mich an den Armen und Beinen fest und ließen erst wieder los, als meine Mutter weg war.

Foto von Klaus Schule

Gehörlosenschule Samuel Heinike in Leipzig
Klaus in der Klasse und im Unterricht

Klaus Stumpf: Im Heim hatte ich Unterhaltung, habe Dummheiten gemacht, Fußball gespielt. Da war alles da. Zu Hause gab es das nicht. Wenn Hörende miteinander gesprochen und ihre Münder schnell bewegten, war ich ausgeschlossen. Es war wie ständig auf Barrieren stoßen. An der Gehörlosenschule hatte ich alles.

Fotos von Klaus Stumpf

Franz Richter: Das Schulgebäude der Klosterschule in Zell steht immer noch. Damals waren im ersten Stock die Buben untergebracht. Dort befanden sich auch der Schlafsaal und die Spielzimmer. Im ersten Stock waren die Klassenzimmer der ersten bis achten Klasse und im zweiten Stock die Räume der Mädchen. Für die Jungen war der zweite Stock Verbotzone.

Foto

Gehörlosenschule mit Heim in Zell, Bayern

Franz Richter: Ich hatte in der Schule als Einziger den Vorteil, auch eine Schwester dort zu haben. Wenn sie also krank war, durfte ich sie im zweiten Stock besuchen. Ich war ganz neugierig im Zimmer mit so vielen Mädchen zu sein. Und die Mädchen waren ganz aufgescheucht, weil gerade ein Junge da war. Ich konnte mich auf meine Schwester und die

Unterhaltung gar nicht konzentrieren, weil so viele Mädchen um mich herum waren.

Foto von Franz

Franz Richter: Im Internat ist es mir gar nicht so aufgefallen. Wir waren ja alle gehörlose Kinder und haben miteinander gebärdet. Wenn ich aber zu Hause war, war ich wie ein stummes Wesen. Meine Eltern bekamen oft Besuch, aber ich saß da wie stumm. Damals merkte ich schon mit sieben Jahren, dass der Kontakt zu Hörenden schwierig ist. Mein Vater schämte sich zwar nicht für uns Gehörlose und man bekam Süßes vom Besuch, aber das war's dann auch. Keiner hatte den Mut, sich mit mir zu unterhalten. Ich saß also schweigend da. Im Internat war ich dem Druck und den Regeln ausgesetzt und zu Hause fühlte ich mich irgendwie fremd. Mein Vater war zudem sehr streng. Also saß ich die ganze Zeit wie stumm da.

OFF Kommentar: Im 18. Jahrhundert kristallisieren sich in Europa zwei unterschiedliche Lehrmeinungen heraus, wie man taubstumme Kinder unterrichten soll. Es sind im Wesentlichen zwei Persönlichkeiten: Abbè de l'Epèe aus Frankreich und Samuel Heinicke aus Deutschland. Abbè de l'Epèe war der Auffassung, dass man sich der „natürlichen Gestenzeichen“ von Taubstummen annehmen sollte und diese im Unterricht als Methode nutzen sollte. Samuel Heinicke sah in erster Linie den lautsprachlichen Ansatz im Vordergrund. Es kam zum erbitterten Methodenstreit, welcher 1880 beim Mailänder Kongress beendet wurde. Die Gebärdensprachmethode wurde für falsch und die oralistische Erziehung für richtig befunden. Seitdem war das Gebärden im Unterricht streng untersagt.

Franz Richter: Man saß vor dem Spiegel und musste sprechen üben. Klappte das nicht, wurde man gehauen. Mit einem Holzstab zwischen den Zähnen übte man z.B. das „r“. War das nicht gut, gab es wieder eine Ohrfeige. Ständig diese Übungen, links und rechts saßen die Lehrer. Das war schon gewaltig. Das weiß ich noch gut.

Klaus Stumpf: Wir mussten die unterschiedliche Aussprache von „b“ und „p“ üben. Das „p“ musste stärker gepress werden und das „b“ schwächer. Oder das Rollen des „r“ – der Buchstabe „u“. Man musste immer wieder üben, die Stimme tief oder hoch einzusetzen. Vor dem Mund wurde ein Blatt gehalten, um das „b“ und das „p“ unterschiedlich auszu-

sprechen. Man hat sich viele Methoden einfalten lassen.

Filmausschnitt von Sprechübungen:

Wir wollen sprechen. Schwein. Schaf. Hund. Hund. Fein. Die Anstrengungen sind groß, mit denen Lehrer gehörlosen Kindern Lautsprache nahe bringen. Doch tun sie es wirklich aus eigener Überzeugung oder weil es einfach von ihnen erwartet wird?

Ferdinand Sattler: Ich muss jetzt ehrlich sein und muss sagen, so viel hat man nicht darüber nachgedacht, sondern man hat das übernommen – man war ja Anfänger – was bringe ich am besten an die Kinder ran. Denn die Vorgänger, die Lehrer, die bereits unterrichtet haben und von denen wir die Kinder übernehmen mussten oder übernehmen konnten, die haben ja die Methode – die deutsche Lautsprachmethode – verwendet. Und wir mussten einfach am Anfang da weitermachen. Erst im Laufe der Jahre, der vielen Jahre, hat sich da natürlich manchmal eine Veränderung ergeben in der Ansicht.

Klaus Stumpf: Im Fach Deutsch war es schon notwendig, die Lautsprache zu fördern. Aber in Fächern wie Biologie, Erdkunde und Geschichte hätte man Gebärden nutzen müssen. Geschichte ist ein so großer Bereich. Da kann man doch nicht irgendwelche Sätze sprechen üben. Das war für uns zum Einschlafen.

Fotos

Klaus Stumpf: Ich bin oft aus dem Klassenzimmer geschmissen worden, weil ich mich langweilte. Später bin ich auch heimlich draußen umhergelaufen und nach einer Stunde wieder zurückgekommen. Wir hatten als Heimkinder auch wenig zu essen. Wir haben uns dann einfach zusammengetan und Essen aus dem Vorratslager in der Küche gestohlen. Das flog auf. So standen wir dann zu zweit beim Appell vor der gesamten Schule und man erklärte allen, dass wir Essen gestohlen haben. Zur Strafe mussten wir in den Jugendwerkhof. Dort blieben wir eine Woche, nein zwei Wochen und konnten danach wieder zurück in die Schule. So war das einfach.

Foto von Klaus

Bildermontage von Klaus mit Frau

Fotomontage von Sandra Reiß

Sandra Reiß: Meine Eltern sind gehörlos und als ich geboren wurde, dachte meine Mutter, ich wäre hörend, wegen meiner Reaktionen und der Blicke. Für meinen Vater war das

egal. Dann mit einem Jahr, damals hat man das ja erst später feststellen können, war klar, dass ich gehörlos bin. Meine Mutter konnte das nicht so einfach annehmen. Mein Vater sagte: „Ist doch gut, so sind wir alle gehörlos und können miteinander kommunizieren. Ist doch gar nicht schlimm!“

Vater von Sandra, Roland Reiß: Für mich war das kein Schock, weil sie so war wie wir. Ich dachte aber auch daran, wo sie später in die Schule gehen wird. Als Sandra geboren wurde, gab es hier in Bayreuth noch eine Gehörlosenschule. So wussten wir, sie kann jeden Tag ganz in der Nähe zur Schule gehen. Kurze Zeit später wurde 1973 diese Schule geschlossen. Und ehrlich, das war dann der Schock für uns. Es hieß, sie müsste nach Bamberg. Das war für uns eine schwere Entscheidung. Sie war ja noch so klein und wir beide waren berufstätig. Also mussten wir uns dann dafür entscheiden. Das ist uns nicht leicht gefallen. Dann kam also Sandra als kleines Mädchen nach Bamberg in den Kindergarten.

Foto Sandra

Sandra Reiß: Immer wenn ich nach Bamberg musste, war ich schrecklich betrübt. Zu Hause hatte ich alles, gutes Essen, ich wurde verwöhnt, fühlte mich wohl und konnte mit meinen Eltern gebärden. Bamberg war ein ziemlicher Zwang. Und jeden Freitag war ich glücklich, wenn ich wieder nach Hause konnte. Wie lange das ging, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall war ich immer froh, wenn ich heim konnte.

Vater, Roland Reiß: Wenn ich Sandra mal in Bamberg besuchte, war ich froh, sie zu sehen und mit ihr zu gebärden. Dann standen alle Kinder um uns herum, weil wir miteinander gebärdeten. Fast alle Kinder hatten ja hörende Eltern, die mit ihnen nur lautsprachlich kommunizierten. So standen sie total fasziniert und neugierig da. Das war natürlich auch schön für mich.

Foto

Sandra Reiß: Zu bestimmten Zeiten mussten wir immer Artikulation üben. Ich weiß noch, dass eine Schwester immer wieder mich rannahm, weil ich nicht gut sprechen konnte. Ich gebärdete ja mit meinen Eltern. Wie das für mich war, weiß ich schon gar nicht mehr. Als Belohnung bekam man ein Bonbon. Das steckte ich in meine kleine Brusttasche, die

sich langsam füllte und ich hatte das Gefühl, dass ich gut sprechen kann.

Foto

Vater, Roland Reiß: Eine Schulfreundin von Sandra wollte dann auf die Realschule nach München wechseln. Wir wollten Sandra auch fördern und waren dafür, dass sie auch nach München geht. Der Unterricht in Bamberg war – ich sage mal – recht einfach. Sie wäre dort nicht weiter gekommen.

Sandra Reiß: Als mich meine Eltern fragten, ob ich gerne auf die Realschule nach München wechseln möchte, sagte ich sofort „ja“, weil ja meine Freundin dorthin gehen sollte und ihre Schwester schon dort war. Meine Freundin meinte, sie hätte sich schon angemeldet. Ich wollte aber nicht in Bamberg alleine bleiben, sondern auch noch München. Mein Vater unterstütze das, aber meine Mutter war etwas skeptisch, weil ich dann so weit weg wäre. Zuerst musste ich einen Aufnahmetest machen, weil ich als Jahrgang 71 etwas jünger war. Den Test bestand ich und wir waren unheimlich froh. Mit knapp 12 Jahren ging ich also nach München. Das hieß aber auch, dass ich noch weiter fahren musste und von meinen Eltern noch mehr entfernt war. Ich denke, das war für mich, aber auch für meine Eltern nicht einfach.

Bildermontage

OFF-Kommentar: In ganz Bayern gab es nur eine Realschule für Gehörlose. Die Schüler mussten weite Strecken auf sich nehmen, um nach München zu kommen. Sie wurden dort im Heim untergebracht und Erzieher nahmen sich ihrer an. Eine von ihnen war Helga Straub.

Helga Straub: Die Schüler kamen ja dann ziemlich jung, mit zwölf, dreizehn waren sie damals in der siebten Klasse nach München aus kleinen Dörfern, aus irgendwelchen Ecken. Die Eltern waren zum Teil Bauern oder Menschen, die sonst irgendwie auch nicht so groß mit Gehörlosigkeit zu tun hatten. Die kamen zusammen nach München in die große Stadt zusammen. Da waren sie aber bei uns zusammen. Es waren in der Höchstzeit 66 Schüler. Das muss man sich mal vorstellen, nur Realschüler – siebte bis zwölfte Klasse, fünf Jahrgangstufen in diesem Haus. Das wurde für die Schüler irgendwann ... das wurde ihre Familie.

Vater, Roland Reiß: Als wir uns das Internat in München angesehen haben, war mein er-

ster Eindruck von den Erziehern, dass sie etwas streng sind. Ich wusste sofort, dass es für Sandra ungewohnt werden würde. In Bamberg hatte sie noch einen engen und familiären Umgang. München hatte für mich etwas ... Militärisches. Ich hoffte, dass Sandra das auch überstehen würde.

Bildermontage Sandra Reiß auf dem Bahnhof Nürnberg

Sandra Reiß im Zug: Als ich noch in Bamberg zur Schule ging, fuhr ich immer mit dem Bus. Dann musste ich nach München und das mit dem Zug. Das war natürlich ganz neu für mich, auch wegen der Fahrtzeit. Ich war über vier Stunden unterwegs, musste in Nürnberg umsteigen und dann weiter nach München. Das war schon ungewohnt, auf einmal so weit fahren zu müssen. Das wurde mir plötzlich ganz bewusst. Bamberg war gefühlt ganz in der Nähe, aber jetzt ging es noch weiter. Zum Glück war ich nicht alleine im Zug. Das erste Jahr begleitete mich eine Schülerin aus der zwölften Klasse. Später fuhr ich dann alleine.

Foto

Sandra Reiß im Zug

Sandra Reiß: Ich kann mich noch gut an die Abschiede erinnern. Die Eltern kamen noch mit in den Zug und hielten kurz meine Hand. Als sie dann aufstanden, wurde mir bewusst, jetzt kommt der Abschied. Sie küssten mich und stiegen aus dem Zug. Ich bekam ganz feuchte Augen. Ich zog noch das Fenster herunter und winkte meinen Eltern draußen zu und versuchte, den Schmerz zu unterdrücken. Sobald der Zug losfuhr, flossen die Tränen. Jedes Mal passierte es, wieder und wieder. Meiner Mutter ging es genauso.

Mutter von Sandra, Marianne Reiß: Wenn der Zug dann losfuhr, musste ich weinen. Mein Kind war dann auf einmal wieder weg. Das tat weh. Mit der Zeit legte sich das dann etwas.

Foto von Sandra am Bahnhof

Alte Aufnahmen Realschule München

OFF-Kommentar: In München angekommen, kehrt der Schul- und Heimalltag wieder ein. Anfang der 80 er Jahre werden im Unterricht Gebärden immer noch nicht eingesetzt. Gehörlose Schüler müssen sich sehr auf das Mundbild der Lehrer und auf die Lautsprache einstellen. Es kommen auch Höranlagen zum Einsatz, die aber nur wenigen Schülern das Hören ermöglichen. Wer als neuer Lehrer in der Gehörlosenschule anfängt, ist speziell

ausgebildet. Aber Gebärdensprache ist im Studium nur ein Randthema. Wie kommen die Lehrer mit der Situation zurecht?

Frau Beatrix Baartman: Deshalb war es in der ersten Klasse, die ich dort hatte, das war die Siebte in der Realschule eine ganz einfache Geschichte für mich. Ich habe den Kindern gesagt: Leute, ich habe das Gefühl, ihr könnt gut noch was brauchen in Deutsch zum Beispiel und alles, was ihr mit Deutsch machen müsst. Hm. Und ich bin in Gebärde eine Null. Wie wäre es, wenn wir tauschen? Ihr bringt mir Gebärde bei und ich bringe euch dafür alles bei, was ihr Wissen müsst oder braucht. Und wenn einer mit einem anderen nicht klar kommt, ihr dürft mich verbessern und ich darf euch verbessern und schon haben wir eine Basis. Und es hat sich eigentlich gehalten bis zum Ende.

Sandra Reiß: Frau Baartman war einfach toll. Sie verwendete Gebärden in der Klasse - und ohne, dass wir unsere Stimme einsetzen mussten. Sie ließ uns einfach gebärden. Da war ich vielleicht gerade 16 Jahre alt. Da wurde mir bewusst, ja stimmt – es ist richtig, meine Sprache auch im Unterricht zu benutzen. Ich war auf einmal richtig fleißig, meldete mich immer wieder und stellte Fragen. Allen anderen in der Klasse ging es auch so. Frau Baartman hatte ich ein Jahr lang und war richtig glücklich.

Ferdinand Sattler: Für mich war es dann so, je mehr Wissen man vermitteln wollte, desto mehr kam man zum Überlegen, kann ich das mit der reinen Lautsprachmethode machen? Ist das möglich, alles über Ablesen, Wiederholen usw. den Gehörlosen beizubringen? Oder brauche ich irgendein anderes Mittel dazu, um schneller, sicherer, deutlicher diese Inhalte hinüberzubringen.

Frau Beatrix Baartman: Ja, Artikulation war das Fach, das wir alle gemieden haben – die Schüler und die Lehrer. Den Lehrern hat es keinen Spaß gemacht, Kinder zu quälen und den Kindern hat es keinen Spaß gemacht, gequält zu werden. So wurden die Artikulationsstunden gerne mal als Pufferstunden genommen, wo man dann noch mit einem interessanteren Inhalt weiterfahren konnte. Und dann blieb die Artikulation ziemlich weit hinten, mit dem Ergebnis, dass wir uns in mancher Lehrerkonferenz anhören mussten: „Die Schüler an dieser Schule können nicht mehr sprechen“. Ein Stück weit sogar berechtigt der

Vorwurf, weil die Artikulation definitiv gelitten hat. Alternative Trainingsformen, die man hätte von der Schule unabhängig machen müssen, keiner ist auf die Idee gekommen, das noch irgendwie zu machen. Zum anderen war es natürlich so, die Schüler waren mit Hausaufgaben und dem Vormittagsunterricht und allem sehr, sehr ausgelastet.

Sandra Reiß: Immer wieder ich, das war schlimm. Ich sprach so schlecht. Irgendwann weigerte ich mich, weil der Druck so groß war. Ich wollte automatisch nicht mehr sprechen. Meine Sprache war die Gebärdensprache.

Roland Reiß: Wenn Sandra bei uns in Bayreuth war und es eine Veranstaltung oder ein Fußballspiel, ein Busausflug der Gehörlosen gab, war sie immer dabei! Sie war voll und ganz in unserer Gehörlosen-Welt. Als sie dann wieder zur Schule nach München fuhr, hatte sie immer viel Neues zu erzählen. Das war gut für sie, dass sie bei uns alles miterlebt hat und mit uns viel bei den Gehörlosen unterwegs war. Ich glaube, das war schön für sie.

Sandra Reiß: Einmal sagte ich zu meinem Vater, dass ich gerne eine gehörlose Schülerin, die fünf Kilometer entfernt wohnte, einfach mal besuchen möchte. Wir fahren also dorthin und das Mädchen saß ganz gelangweilt – mit den Beinen schaukelnd auf einer Bank vor dem Haus. Als sie mich sah, rannte sie auf mich zu und freute sich total und fragte, warum wir da seien?! Sie hatte so ein Bedürfnis nach Unterhaltung. Heute weiß ich, dass sie unheimlich froh war. Jede kleine Möglichkeit, mit jemanden zu gebärden, war für sie schön. Sie war ganz enttäuscht, als wir wieder wegfuhr. Ich dagegen war glücklich, weil ich meinen gehörlosen Vater hatte.

Frau Helga Straub: Ich kann ihnen sagen, in den Sommerferien habe ich oft von den Eltern Anrufe bekommen. Da kann ich ihnen heute noch Namen sagen. Ich habe immer noch Kontakte. Die Eltern haben gesagt: „Bitte Frau Straub, wissen sie nicht jemanden – eine Familie, irgendjemanden, ein Gehörloser. Der Michael will wieder nach München. Dem ist langweilig hier. Er findet niemand“. Natürlich... in München 66 Leute. Es gab damals wie gesagt Fernsehen, das bisschen was da war. Das war uninteressant, außer wir haben mal halbwegs was erzählt. Da war was los. Da hat man sich ausgetauscht. Da war immer was los bei uns.

Fotomontage

OFF-Kommentar: Die Schüler haben ihre Schule und ihr Heim. Man fühlt sich geborgen und vertraut. Gehörlosenschule ist eine Art Kokon. Doch der Kontakt zur Welt draußen - zu den Hörenden - ist oft unbekannt.

Helga Straub: Ja, also es gab oft Schüler, die mich dann auch gefragt haben, wenn wir so im Gespräch waren: „Wie ist es denn mit Hörenden?“ Zum Beispiel, dass sie gesagt haben: „Ich würde gerne mal mit einer Hörenden schlafen, wie ist es denn mit einer Hörenden? Ich kenne nur Gehörlose.“ Ich habe auch öfters mal Gehörlose eingeladen wie ich bei meiner Tante war, dort kamen sie dann. Da waren hörende Mädchen, die etwa gleich alt waren. Dann haben sie gesagt: „Ich würde so gerne jetzt hören können, weil dann könnte ich mich mit denen anfreunden oder so. Ich traue mich aber nicht.“ Die hatten da einfach auch ganz viele Fragen, was Hörende denken oder fühlen.

Bildermontage

Sandra Reiß: Es ist einfach so, dass das Internat mein zu Hause war. Ich war so wenig bei meinen Eltern – gerade mal bis ich drei war. Und an diese Zeit habe ich fast keine Erinnerungen. Ab dem dritten bis zum 19. Lebensjahr, also bis zum Schulabschluss, war das Internat mein zu Hause. Ja!

Bildermontage, Sandra im Zug, dann Ankunft bei Eltern

Frau Beatrix Baartman: Für mich war die Arbeit unglaublich belebend und erhellend. Ich habe Unglaubliches gelernt über meine Kinder. Sie waren meine Lehrer! In weiten Strecken waren sie meine Lehrer. Ich habe über das Leben viel gelernt. Ich habe über Wahrnehmung sehr viel gelernt. Ich habe sehr viel gelernt darüber, was Sprache eigentlich vermag und nicht vermag – wo Sprache, egal ob Lautsprache oder Gebärdensprache, versagt, weil die Herzessprache die Einzige ist, die wirklich trägt. So dass ich heute wieder da bin, wo ich damals war, nämlich – du kannst nur ein gemeinsames, gutes Ziel erreichen oder zu erreichen versuchen. Und du kannst nur alles, was du hast, reinwerfen. Und was immer dann rauskommt, es wird dich verändert haben. Ja, so geht es mir.

Fotostrecke

Schlussbild

Beitrag:	Holger Ruppert
Kamera	Detlef Krüger
	Volker Schmidt
	Ralf Hackner
Schnitt	Friedericke Seeber
Dolmetscherin	Rita Wangemann
Sprecher	Julia Lamour
	Johannes Hitzelberger

Manuskripte können auf Wunsch zugemailt oder –gefaxt werden.

Impressum:

Bayerischer Rundfunk, 80300 München;
Redaktion Geschichte und Gesellschaft / SEHEN STATT HÖREN
Tel.: 089 / 3806 – 5808, Fax: 089 / 3806 – 7691,

E-MAIL: sehenstatthoeren@br.de
Internet: www.br.de/sehenstatthoeren

Redaktion: Gerhard Schatzdorfer, Bayer. Rundfunk, © BR 2013 in Co-Produktion mit WDR
Herausgeber: Deutsche Gesellschaft der Hörgeschädigten – Selbsthilfe und Fachverbände e. V.
Hollesenstr. 14, 24768 Rendsburg, Tel.: 04331/589750, Fax: 04331-589751
Einzel-Exemplar: 1,46 Euro

